



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Abgegeben am 7. Juni.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Wessen Schuld?

Roman aus der Gegenwart von O. Eiser.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Gretchen eilte in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Bett und im krampfhaften Aufschluchzen verbarg sie ihr Antlitz in die Kissen. Der große Hund legte seinen mächtigen Kopf auf den Rand des Bettes und schaute seine junge Herrin verwundet fragend an.

Der Abend dämmerte bereits, als sich Gretchen von ihrem Lager erhob. Alles Blut schien aus ihrem Antlitz gewichen, die Augen waren ohne Glanz, ihre Bewegungen waren hastig, doch entschlossen.

Sie ging zu dem Schreibtisch, warf rasch einige Zeilen auf einen Briefbogen, convertirte denselben und adressirte ihn an den Rittmeister. Dann holte sie Hut und Mantel hervor, zog sich rasch an, sagte der Magd, daß sie noch einen Geschäftsgang zu besorgen habe, und verließ das Haus.

Verwundert schaute die alte Katherine der jungen Herrin nach.

„Da muß ein Unglück passiert sein,“ murmelte sie. „Das arme Mädchen!“

Nachdem Gretchen den Brief an den Rittmeister in den nächsten Briefkasten geworfen, ging sie mit eiligen Schritten dem Thore der Stadt zu. Der treue Nero folgte ihr, ohne daß sie es bemerkte, mit traurig gesenktem Kopf. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten mit rosigem Schein die Gärten und Felder vor dem Thore der Stadt. Ueberall sproßte und blühte der Frühling. In dem saftigen Grün der Bäume, in den neubelaubten Zweigen der Büsche und Hecken zwitscherten die Vögel, hoch am blauen Himmel schmetterten die Lerchen ihr Danklied der scheidenden Sonne nach, die ganze Natur war voll Lust und Freude über den wiederkehrenden Sommer. Ländliche Arbeiter zogen im fröhlichen Geplauder heim von ihrem Tagewerk und blickten erstaunt auf das blaße Mädchen, das so eilig, so achtklos der lieblichen Umgebung die Straße entlang schritt.

Aber Gretchen bemerkte doch die erstaunten Blicke der ihr Begegnenden, sie bog ab von der großen Straße und verfolgte einen schmalen Fußpfad, welcher sich durch Haine, Gärten und Wiesen entlang wand. Wohin er führte, ihr war es einerlei. Sie suchte nur Einsamkeit, entfliehen wollte sie nur den Menschen, welche ihre Liebe, ihre Treue, das heiligste Gefühl ihres Herzens so tief verwundet und ihr

den Glauben an Wahrheit, an eine ewige Liebe, an eine Verheißung geraubt hatten.

Zu groß, zu gewaltig, zu zerstörend war der Eindruck der Worte des Rittmeisters gewesen, als daß sich das arme Herz des Mädchens in die Veränderung hätte jetzt schon finden können. Vor wenigen Stunden noch mit der festen Ueberzeugung, daß ihre Liebe, ihre Treue das Glück Eberhards ausmachte, hatte sie jetzt erfahren müssen, daß gerade diese Liebe und Treue es gewesen, welche dem Glück Eberhards hindernd im Wege gestanden; daß sie von der Welt für all das Unglück, welches den Geliebten betroffen, verantwortlich gemacht wurde.

Dies Bewußtsein erdrückte sie und gab ihr Herz der wildesten Verzweiflung anheim. Was nützte es, auf der Welt zu lieben und Treue zu halten, wenn diese Gefühle als Verbrechen aufgefaßt wurden, wenn man diese Gefühle verachtete und verpötte und Diejenigen, welche sie hegten, als unwürdig betrachtete?

Was nützte es denn aber überhaupt zu leben? Was nützte es, im heißen Kampf um das armselige Dasein sich abzumühen, wenn die heiligsten Rechte des Herzens mit Füßen getreten wurden, wenn dem Herzen selbst nicht das Glück der Liebe gegönnt wurde? War denn das Leben an und für sich werth dieses Kampfes?

Nein, sicherlich, es war nicht werth des Kampfes, es war nicht werth aller der Mühen und Sorgen, welche angewendet wurden, um seine armselige Flamme unterhalten zu können. Ein ödes Einerlei wäre das Leben ohne jene Gefühle, eine Wüste voll Sorgen und Entbehrungen, der man so rasch wie möglich entfliehen müßte.

Gretchen war an das Ufer des Flusses gelangt, der die Ebene durchströmte. Eine liebliche Landschaft breitete sich zu beiden Seiten desselben aus, überfüet mit freundlichen Dörfern, prächtigen Schlössern wohlhabender Gutsbesitzer und bedeckt mit fruchtbaren Wiesen und Feldern.

Jenseits des Ufers, auf dem sich Gretchen befand, hob sich das Terrain zu sanften Anhöhen empor, welche herrliche, in der Frische des Frühlings prangende Buchenwälder frönten. Hinter der Bergkette sank der feurige Sonnenball nieder und malte mit rosigem Gluth Himmel und Erde.

Am Fuße der Hügel schimmerte aus blühenden Frucht-
bäumen und blauen Fliebergerbüschen die weiße Front eines
herrschaftlichen Schlosses hervor, dessen Parterrenlagen sich bis
zu dem Rande des Flusses hinabzogen. Eine zierliche Treppe
führte nieder zum Wasserpiegel, auf dem sich einige schlanke
Boote schaukelten.

Tiefe Stille ruhte über der ganzen Gegend; nur eine
Schar Tauben kreiste in weitem Bogen um das Thürmchen des
Schlosses.

Selbst Gretchens verstörtes Gemüth empfand den Zauber
dieser lieblichen Umgebung; sie sank am Ufer neben einer tief
auf die Wellen sich hinabbeugenden Weide nieder und blickte
wie träumend auf das herrliche, ruhige Bild an der andern
Seite des Stromes. Der Hund legte sich ihr zu Füßen
und drängte schmeichelnd den mächtigen Kopf in ihren Schooß.

Der Abend senkte seine Schatten auf die Landschaft.
Matter und matter wurden die Gluthen am östlichen Himmel.
Schon lag der Park dribben und das Schloß in Dunkelheit;
des Stromes Wellen, vor kurzer Zeit noch so klar und durch-
sichtig, wurden schwarz und finster, und nur auf den Klippen
der Berge erhielt sich noch ein lichter Schein. Die Sterne
traten glitzernd am dunklen Himmel hervor, leise rauschten
die Wellen des Flusses und in dem Schilf und in den Weiden
am Ufer raschelte der nächtliche Wind. Dann und wann
tönte aus den Büschen des gegenüberliegenden Parkes die
klagende schluchzende Melodie eines Nachtigallenliedes herüber;
von der fernen Stadt summt die Schlag einer Glocke durch
den stillen Abend, ein Hund bellte im nahen Dorf; sonst
lautlose Stille rings umher.

Noch immer kauerte Gretchen unter der einsamen knorrigen
Weide. Sie hatte die Arme auf den mächtigen Rücken des
Hundes gelegt, ihr Antlitz darin verborgen und weinte bittere,
schmerzliche Thränen. Still lag der Hund, das kluge Thier.
Zunellen leckte er sanft die Hand seiner Herrin, als verstünde
er ihren Schmerz und wolle sie trösten, dann schaute er
wieder, ein aufmerksamer Wächter, in den dunklen Abend
hinaus.

Gretchens Hut war von den Locken herabgefunken; er
hing mit seinem flatternden Bande an einem Zweige der Weide
nah am Rande des Wassers, das fast auch den Fuß des
jungen Mädchens bespülte.

Jetzt stieg der Mond am Himmel empor und warf
zitternde Reflexe über das dunkle Wasser.

Gretchen erhob das Haupt; ein irrer Schein flackerte
in ihren braunen Augen, die thränennassen Wangen waren
tobenbleich, die Lippen zuckten und bebten in schmerzlicher
Erregung.

Die Hand preßte sich auf das wildschlagende Herz, das
Auge schweifte verwirrt über die glitzernde, lodende Wasser-
fläche, die Lippen flüsterten: „Finde ich dort unten Ruhe
und Frieden?“

Der Gedanke verließ sie nicht mehr. Ihr Geist fühlte
keine andere Sehnsucht als die nach Ruhe, Frieden und Ver-
gessen. Selbst das Bild des geliebten Mannes erblaßte in
ihrer Erinnerung, der eine Gedanke nur lebte in dem wild-
erregten Herzen: „O läge ich dort unten auf dem Grunde
der Wellen!“

Jetzt kniete sie dicht am Wasser, murmelnd schossen die
Wellen des hier gerade tiefen Stromes an ihr vorüber, der
Silberglanz des Mondes lockte leuchtende Gluthen hervor aus
dem Wasserschnall, ein Taumel erfaßte der Armen Sinne,
sie beugte sich tief, tief über das Wasser, fast willenlos sank
sie hinab in die Fluthen, die sich gurgelnd über ihrer Beute
schlossen.

Noch einmal tauchte das unglückliche Mädchen empor
zur Oberfläche, dann schwand die Besinnung; lautlos sank
sie wieder unter.

Der Hund stand am Ufer und schaute starr auf die
dunkle Gestalt seiner Herrin im Wasser. Doch nur einen
Moment, dann sprang er mit mächtigem Satz in die Fluth

und erfaßte mit starken Zähnen das Gewand des Mädchens,
als sie zum zweiten Male unter sank. Die starke Strömung
trieb das brave Thier ab vom Ufer, doch es ließ die Herrin
nicht los und mit kräftiger Brust, hocherhobenem Haupte
kämpfte es sich zum gegenüberliegenden Ufer. Hier war das
Wasser seichter, die Strömung nicht so stark, bald konnte das
Thier festen Fuß fassen und jetzt zog es das besinnungslose
Mädchen an das Ufer unsern der Treppe, welche zum Parke
hinaufführte.

Kalt und starr lag Gretchen auf dem Rasen; der Hund
leckte das nasse blasse Gesicht, die starren Hände, dann legte
er sich neben seine Herrin und stieß ein klägliches Geheul aus.
Doch Niemand kam, dem braven Thiere zu helfen; wieder
und wieder ließ er seine mächtige Stimme erschallen, doch
die unheimlichen Töne verhallten in der stillen Nacht.

Das Schloß, zu dem der Park am Ufer des Flusses
gehörte, führte den Namen Winnigsen und war das Stamm-
gut der reich begüterten Grafen Winnigsen. Der letzte Ver-
treter dieses Geschlechtes, der Graf Bruno von Winnigsen
hielt sich jedoch nur selten in dieser reizenden Besitzung auf,
welche unter seinem Großvater in ihrer jetzigen Gestalt er-
baut war.

Graf Bruno liebte das einsame Landleben nicht, und die
Zerstreungen, welche die nahegelegene Provinzialstadt ihm
bieten konnte, schienen seinem verwöhnten Geschmac fade und
lächerlich. Er lebte meistens in den großen Städten Berlin,
Wien und Paris, des Sommers in den bedeutendsten Bade-
orten der Welt, hauptsächlich aber dort, wo große Rennen
stattanden. Denn Graf Bruno war ein leidenschaftlicher
Berehrer des Rennsports; sein Stall war angefüllt mit den
besten Pferden aus den bedeutendsten Gestüthen, und seine
Farben waren auf allen Rennbahnen vertreten. Diese
Leidenschaft für edle Pferde war es auch, welche ihn in
diesem Frühling nach Schloß Winnigsen geführt hatte, denn
er hatte dort ein Gestüt angelegt, von dem er sich große Dinge
prophezeite.

Graf Bruno — ein Mann von etwa fünfunddreißig
Jahren — war eine schlanke, hagere Erscheinung; seine Be-
wegungen waren gewandt und geschmeidig; man sah es ihnen
an, daß der Graf ein gewandter, tüchtiger Reiter sein mußte.
Sein Antlitz, nicht gerade un schön zu nennen, zeigte die vor-
nehme Blässheit, die gleichgiltige Ruhe des Weltmannes,
welche man am häufigsten bei vornehmen Engländern antrifft.
Diesen Typus suchte der Graf fast in allen Dingen nachzu-
ahmen; seine Sprache war mit englischen Brocken untermischt,
seine Kleidung durchaus nach englischem Schnitt und aus
englischem Stoff angefertigt, kurz, Graf Bruno repräsentierte
eine jener Gestalten, welche der kleinstädtische Bürger nie ohne
eine gewisse Ehrfurcht anzusehen wagt, und denen man auf
allen großen Rennbahnen zu Duzenden begegnet.

Den Abend, an welchem das unglückliche Gretchen den
Tod in den Wellen suchte, schritt Graf Bruno mit gesunkener
Stirn auf dem weichen Teppich seines Zimmers auf und ab.
Der Diener hatte soeben die Lampe auf den Tisch gestellt
und sich dann leise wieder zurückgezogen. Der Graf hatte
Verdruß gehabt: ein edles Roß seines Gestütes war durch
die Ungeschicklichkeit eines Reitknechtes schwer am Bein verletzt
und ungewiß schien es, ob das Thier jemals wieder auf der
Rennbahn zu gebrauchen sein würde. Graf Bruno hatte den
ungeschickten Reitknecht auf der Stelle fortgejaagt, aber sein
Zorn hatte sich noch nicht gelegt. Ihm ward es zu warm
in dem Zimmer; er öffnete ein Fenster, das nach der Fluß-
seite hinausführte, und ließ den Nachtwind seine Stirn
kühlen.

Da tönte das langgezogene Geheul eines Hundes in
sein Ohr.

„Verwünschte Bestie!“ murmelte er zwischen den Zähnen
und trat in das Zimmer zurück. Er versuchte zu lesen, aber
stets wieder störte ihn das Geheul des Hundes. Heftig zog
er an der Schelle.

„Wem gehört der infame Hund hier im Schloß, der ein solches Geheul anstimmt?“ fragte er zornig den eintretenden Diener. „Sorgen Sie dafür, daß der Lärm aufhört.“

Der Diener verschwand, um nach einiger Zeit mit der Nachricht wieder zu erscheinen, daß Niemand im Schloß und auf dem Gutshof einen so großen Hund besäße, wie derjenige sein müsse, welcher ein solches Geheul ausstöße. Es müsse ein fremder Hund in den Park eingedrungen sein.

„Geben Sie mir meine Büchse,“ sagte der Graf. „Ich will die Bestie schweigen lehren! Folgen Sie mir.“

Durch die dunklen Gänge des Parkes gingen der Graf und der Diener den klagenden Tönen des Hundes nach, welche sie nach dem Ufer des Flusses führten. Jetzt trat der Graf aus dem Schatten der letzten Bäume und vor ihm lag das Ufer und der Wasserspiegel des Stromes, hellbeleuchtet von den Strahlen des Mondes. Mit hoch empor gerichtetem Kopfe stand dort am Rande des Wassers das Thier, welches die heulenden Töne ausstieß. Der Graf erhob die Büchse, ein Fehlschuß war unmöglich, als der Diener dicht an seinen Herrn herantrat und leise sprach: „Verzeihen der Herr Graf, mir ist, als ob neben dem Hunde eine menschliche Gestalt am Boden läge.“

Der Graf senkte das Gewehr und blickte noch einmal scharf hinüber.

„Sie haben Recht, Johann,“ sprach er dann. „Lassen Sie uns sehen, wer das ist.“

Er trat näher zum Ufer heran. Der Hund bemerkte ihn, sein Geheul verstummte, schweifwedelnd kam er auf den Grafen zu.

„Ein schönes Thier!“ rief dieser. „Bei Gott, es ist ein Weib, welches dort bewußtlos liegt! Ihre Kleider, die Haare sind durchnäßt — auch der Hund ist naß — sicherlich hat das treue Thier die Frau aus dem Wasser gerettet! Hinh, Johann, laufen Sie in das Schloß zurück und holen Sie Hilfe. Es scheint noch Leben in dem Weibe zu sein.“

Der Diener verschwand im Schatten der Bäume. Graf Bruno kniete neben Gretchen nieder und hob deren bleiches Antlitz empor. Er erschraf fast über die wunderbare Schönheit dieses Angefichtes. Das nasse weiche Haar fluthete in üppigen Locken aufgelöst um die leblose Gestalt. Leise wimmernd schmiegte sich der Hund an seine Herrin.

„Treues Thier,“ sprach der Graf und schmeichelte den Kopf des Hundes. „Ich hätte es mir nie vergeben können, wenn ich Dich getödtet hätte. Du hast Deine Herrin aus dem Wasser gezogen, hoffentlich retten wir sie.“

Graf Bruno war kein herzloser oder gar schlechter Charakter. Er hatte nur bislang niemals Gelegenheit gehabt, Wohlthaten zu erweisen, und die Stätten der Armuth oder des Elends aufzusuchen, dazu fehlte ihm allerdings der innere Drang. Aber im Innern seiner Seele lebte doch ein tiefes Mitleid für das Elend der Menschheit; es war nur nicht Sitte in seinen Kreisen, daß man das Mitleid zeigte; die vornehme Blaskheit verdeckte alle weichen menschlichen Regungen.

Aber hier in nächtlicher Stille, in dieser romantischen Umgebung, ergriff sein Herz mit Macht das Elend der Menschheit. Er ahnte, daß das junge Mädchen in seinen Armen ein schweres Schicksal getroffen, daß es freiwillig den Tod in den Wellen gesucht habe.

„Die alte Geschichte,“ murmelte er. „Ein Schurke von Mann hat wahrscheinlich dies arme Mädchen betrogen, und jetzt sucht es Trost in den Wellen. Erbärmliche Welt! Elende Männer, welche das Weib ihrer Liebe in das Unglück hinausstößen.“

Johann kam mit einigen anderen Dienern, welche Laternen trugen, zurück.

„Nehmt diese Unglückliche,“ befahl der Graf, „und tragt in das Schloß, dort soll die Haushälterin sich ihrer annehmen, und einer von Euch rettet in die Stadt, um den Arzt zu holen. Vorwärts! Komm hier, mein treuer Hund!“

Die Diener hoben die Leblose empor und schlugen den Weg zum Schlosse ein. Der Hund schmiegte sich, gleichsam als wolle er seine Dankbarkeit zeigen, an den Grafen, der den Dienern langsam folgte.

Die Haushälterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Erstaunen, als man ihr das leblose Gretchen brachte. Aber rasch entschlossen machte sie ein Zimmer bereit, entledigte Gretchen der nassen Kleider, umhüllte den kalten starren Körper mit erwärmten Decken und brachte die Verunglückte dann in ein warmes weiches Bett.

Bald hatte sie die Freude, daß das Leben in den erstarrten Körper zurückkehrte. In tiefen, krampfhaften Athemzügen hob und senkte sich die Brust, die Augen öffneten sich auf kurze Zeit; ohne Bewußtsein irrten sie in dem Zimmer umher, dann schlossen sie sich wieder, ein Krampf erschütterte den Körper, aber allmählig wurde der Athem ruhiger, die Kranke schien zu schlummern.

Der Graf trat jetzt in's Zimmer und erkundigte sich, wie es der Geretteten ergehe.

„Mit dem Leben ist sie davon gekommen, gnädiger Herr,“ sagte die Haushälterin. „Aber es scheint als ob ein heftiges Fieber sie befallen habe.“

„Versäumen Sie nichts in der Pflege, bis der Arzt kommt,“ ermahnte der Graf die Frau.

Lange Zeit blieb er dann noch neben dem Bett der Kranken stehen und betrachtete wie in Gedanken verloren die schönen Züge des jungen Weibes. Dann entfernte er sich langsam. Oben in seinem Zimmer aber schritt er rastlos auf und ab; oftmals fragte er den Diener, ob der Arzt noch nicht eingetroffen sei. Dittmals horchte er hinaus in die Nacht, ob er das Rollen des Wagens noch nicht vernehmen könne. Was war es, das ihn beim Anblick dieses blaffen Weibes so ergriffen? War es die wunderbar liebliche Schönheit des Antlitzes, war es der Ausdruck des tiefen Seelen Schmerzes, der sich auf den fast noch kindlichen Zügen ausdrückte? Noch niemals in seinem vielbewegten Leben hatte ein Frauenantlitz solchen Eindruck auf ihn gemacht. Noch niemals, so glaubte er, war ihm ein Weib so begehrenswerth erschienen, wie diese blasse Schönheit, welche die Wellen des Flusses ihm zugetragen.

„Ich lasse sie nicht wieder von mir,“ flüsterte er leidenschaftlich erregt. „Ich werde sie vor aller Noth des Lebens bewahren!“

Der Arzt war angekommen und ließ sich jetzt bei dem Grafen melden.

„Sie haben die Kranke gesehen?“ fragte ungeduldig dieser.

„Allerdings, Herr Graf,“ erwiderte der Arzt. „Es scheint mir, daß eine Gehirnentzündung oder ein heftiges Nervenfieber im Anzuge ist. Nach einigen Stunden erst läßt sich die Entscheidung treffen.“

„Sorgen Sie dafür, Herr Doctor, daß Alles geschieht, um die Kranke zu retten. Ich stelle Ihnen Diener, Pferd und Wagen zur Verfügung, wenn Sie dessen bedürfen. Und noch eins, Sie werden mich sehr verpflichtet, wenn Sie über die Anwesenheit des jungen Mädchens hier im Schlosse, in der Stadt nicht sprechen.“

Der Arzt verbeugte sich pfiffig lächelnd. Als er fortging, murmelte er: „Die Geliebte des Grafen, das ist klar! Nun, es giebt eine schöne Rechnung!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Afrika.

(Mit Illustrationen.)

(Schluß.)

Südafrika, bis hinauf zum 25. Grad südlicher Breite, das ist ein geeigneter, fruchtbarer Boden, theils für Ackerbau, theils für Viehzucht, theils für Diamanten-Abbau geeignet. Dieser Boden ist im Besitz der Briten, der Böhren, Dottenotten und Kaffern. In A. Hartlebens schon mehrfach erwähnten Werke „Afrika“, von Schweizer-Verlag, erfahren alle diese Bevölkerungen eine eingehende Schilderung. Auch deutsche Ansiedler giebt es in Südafrika viele, nur leben sie zerstreut unter britischer Herrschaft. Die Bauern der Republiken Orange und Transvaal sind ja auch deutscher Abstammung, aber sie sind in Afrika geboren und von einem so zähen Unabhängigkeitsgefühl befeuert, daß in ihren Regionen für Deutschland niemals etwas zu holen ist.

Wohl aber könnten die verschiedenen Stämme der Zulus früher oder später einmal nach Groß-Namaqualand oder nach dem Zambesi-Boden hin unsere Nachbarn werden. Daher ist es von Interesse, daß man sich etwas genauer mit ihnen beschäftigt.

In der neueren Geschichte sind die Zulus bereits vielfach hervorgetreten durch ihre Kämpfe mit den Engländern und mit den Buschleuten. Es ist auch nicht das erste Mal, daß wir ihrer in diesen Blättern erwähnen, wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, uns mit dieser Sache zu beschäftigen; indessen wollen wir hier noch einmal darauf zurückkommen. Die Zulus sind geborene Krieger, ihre kriegerischen Eigenschaften lassen sich, wie in dem schon mehrerwähnten Werke A. Hartlebens ausgeführt wird, auf die großartigen militärischen Einrichtungen unter dem Zulukönig Tschaka zurückführen, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein großes Kaiserreich durch die Gewalt der Waffen gegründet und alle Widerständer aus dem Felde geschlagen hatte. Ethnographische Schriftsteller nennen dieses militärische Genie mit Vorliebe den „südafrikanischen Napoleon“. Er war unzweifelhaft ein über die normalen Verhältnisse in den Kaffernländern hoch hinausragender militärischer Organisator. Die waffenfähige Mannschaft wurde in Regimenter eingetheilt, welche geschlossene Truppenkörper bildeten und in besetzten Kraals untergebracht waren. Jedes Regiment hatte seine Abzeichen im Federbusch und im Lendenkürzel. Die Regimenter wurden in Treffen eingetheilt, deren erstes die jungen verheiratheten Krieger bildeten; im zweiten Treffen standen die Veteranen der Reserve, das dritte Treffen bildeten die Troßknechte und Träger. Es gab zwanzig Regimenter, welche zusammen eine Armee von 30 000 Mann bildeten. Dieselbe konnte innerhalb kürzester Frist auf die doppelte Zahl gebracht werden.

Tschaka lebt noch fort in den Traditionen der Zulus. In ihren wilden, abentheuerlichen Tänzen, die sie in Federbusch und Waffen zu Tausenden aufziehen, geben sie oft der Betrübnis über den Verlust des großen Mannes Ausdruck. Zu neuem militärischen Auf haben es die Zulus unter dem vorletzten Häuptlinge Ketschawo (Cetewayo) gebracht, der ein Neffe Tschakas war. Er hatte die Organisation seiner Truppen eilig betrieben, die Bewaffnung nach Kräften verbessert und eine eiserne Disziplin großgezogen. Unter ihm griff die Keuerung Platz, daß die lebigen und verheiratheten Krieger in besondere Regimenter eingereiht wurden, die ersten erhielten weiße, die letzteren schwarze Schilder. Vom 16. bis 60. Lebensjahre war Jedermann zum Kriegsdienste verpflichtet. Wie sehr der alte Glanz und der Todesthats diesem Volke erhalten geblieben ist, beweisen die blutigen Schlachten im letzten Zulukriege. Den ersten Schlag trugen die Engländer bei Zandaba davon, wo sie 1600 Mann verloren. Der Ausgang des Kampfes konnte freilich nicht zweifelhaft sein. Einen mutigeren Feind aber hatten die Engländer in jenen Ländern bisher nicht gegenübersehen. Die mo-

dernen Feuerwaffen konnten den Muth der Zulus nicht erschüttern. Die schwarzen Regimenter wurden wohl gräßlich decimirt, doch verhinderte dies nicht, daß sie im nächsten Kampfe mit der alten, ungebrochenen Unerblichkeit angriffen. Wenig gekümmert um den Gebrauch der Feuerwaffen, trotzten sie den niederschmetternden Geschwürcen der Engländer mit den Affagais in den Häufen, erklümmten Wagenburgen und Schanzen, durchschwammen Flüsse, in der sicheren Voraussicht, daß viele von ihnen den Tod in den Wellen finden würden.

Der Wohnsitz der Zulukaffern ist der schmale Küstentreifen, welcher nördlich der Colonie Natal, zwischen dieser, dem Transvaalgebiet und der portugiesischen Niederlassung an der Delagoabai gelegen ist. Er umfaßt ungefähr 30 000 Geviertkilometer und beherbergt zwischen 150 000 bis 200 000 Menschen. Mehr als der vierte Theil gehört dem

Kriegerstand an. Das Land steigt in zwei Terrassen an, die von den eigenthümlichen Tafelbergen überragt werden. In landschaftlicher Hinsicht sind die Thalgegenden an Zugelassen, insbesondere an seinem Mittel Laufe, von eigenthümlich düsterem Reize. Im Innern des Landes wechseln monotone Grasflächen mit dichtem Buschwald ab, welcher vorzüglich die Felsstülpen erfüllt. Verbautes Land findet sich selten, da die Hauptquelle des Reichtums die großen Rinderherden, der Stolz jedes Zulus, sind.

In neuester Zeit (1885) hat sich zwischen den beiden früheren Gegnern, den Zulus und Böhren ein förmliches Freundschaftsverhältnis entwickelt, welches seine Ausdehnung auch auf die, von Transvaal auf ehemaligem Zulugebiet gegründete Tochterrepublik („Nieuwe Republie“) gefunden hat. Dieser merkwürdige Erfolg der Pacification des Zululandes, welchen die Engländer durch jahrelange große Opfer an Blut und Geld nicht zu erreichen vermochten, ist Zeitungsberichten zufolge hauptsächlich der Thatsache und Klugheit eines Deutschen, Adolf Schiel, zu verdanken, der als Grenzfarmer ein starkes Interesse an der Wiederherstellung geordneter Zustände im Zululande hatte und dieses Ziel als vorläufiger Pionier der Civilisation erreichte. Schiel marschirte mit 500 Böhren in das Zululand ein und wurde von dem Könige Dinizulu, dem Sohne Cetewayos, mit offenen Armen empfangen. Mit dessen Hilfe gelang es, die rebellischen Häuptlinge Ulibepu und Oham zu schlagen und ihnen einen Verlust von 900 Töbten beizubringen.

Damit war der Sohn Cetewayos anerkannter König; ihm wurde von allen Häuptlingen gehuldigt, und Adolf Schiel, der siegreiche Expeditionsführer, nahm das Anerbieten an, bei ihm als Organisator und Staatssekretär zu bleiben. König Dinizulu selbst wird als ein sehr intelligenter, für europäische Cultur höchst empfänglicher Mann geschildert, der aber auch von seinem Vater die Energie des Zulucharakters geerbt hat. Daß das Zululand für die Verhältnisse Südafrikas von großer, fast ausschlaggebender Wichtigkeit ist, beweisen die jahrelangen vergeblichen Anstrengungen der Engländer, das Land zu unterwerfen. Ihre hinterlistige und in der Wahl der Mittel vollkommen rücksichtslose Politik hat aber bisher ein vollständiges Mißgeschick erlitten.

Außer den Zulus kommen, wegen etwaiger früherer oder späterer Verührung mit Deutschen, in den Gebieten des Zambesi und Cumanen, gegen Osten und Westen des südlichen Theils von Centralafrika zu weiter noch in Betracht die mächtigen Stämme der Matabele, Matololo, Bamafsi, Marufu- und Ba-mangwato. Am gefährlichsten sind die Matabele, welche von Zeit zu Zeit wohlorganisirte Raubzüge unternehmen, die denen es nie ohne Gewaltthaten der schrecklichsten Art und unheimlich Grausamkeiten abgeht. Den Europäern sind die Matabele am feindseligsten gesinnt; etwas besser ist es mit den Marufu bestellt, während



Sanguella - Neger in Central - Afrika.

Aus: „Afrika, der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit“. A. Hartleben. (Siehe Seite 508.)

in Bamaungwato ein äußerst lebhafter Verkehr mit Händlern aus dem Capgebiet besteht und ein Europäer dortselbst so sicher reist, wie es auf afrikanischem Boden nur immer möglich ist. Nach Solub ist Schöpfung die wichtigste Stadt der unabhängigen Eingeborenenreiche im Innern Südafrikas. Für den Weißen, sei er Forscher, Jäger oder Händler, war Schöpfung von jeher ein Ort von höchster Wichtigkeit und wird es auch in Zukunft bleiben. Bleibt doch hier ein eigenes „weißes Viertel“, in welchem englische Händler einen Theil des Jahres wohnen, um mit den Eingeborenen Handelsgeschäfte abzuschließen, oder die noch weiter in das Innere vordringenden Jäger mit den notwendigen Bedürfnissen zu versehen.

Wir haben nun von den vier Abschnitten Südafrikas außerhalb des Capgebietes noch des letzten zu gedenken, des Territoriums am Atlantischen Ocean. Das sind die weiten Länderstriche der Nama-Hottentotten und der Nama (fälschlich auch Damara genannt), eine trostlose Region, welche empfindlich an Wassermangel leidet und infolge dessen nur zum Theile bewohnbar ist. In Bezug auf die Sterilität des Bodens ist dieses Land gewissermaßen eine Fortsetzung der Kalahariwüste, an die es im Osten grenzt. Die Vegetation im Groß-Namaland ist äußerst kümmerlich, die Küste sandig und wasserlos. Hinter dem nördlichen Theile der Küstenregion erhebt sich das plateauartige Damaland und noch weiter nördlich folgt das Land der Owambo, eines merkwürdigen Agriculturvollkes. Die Stämme, welche alle diese Gebiete besiedeln, sind die hellschönen, dunkelfarbigten Owambo, die schmutzigen Nama der Ebene, die räuberischen Bergdama und die bereits erwähnten Nama-Hottentotten.

Die Dama sind auch noch unter dem Namen Ovaherero bekannt, doch gilt dies nur von den westlichen Stämmen; die östlichen Stämme werden mit dem Namen Ovambos bezeichnet. Das Verbreitungsgebiet der Dama erstreckt sich nach den Angaben des Missionärs Th.

Sahn zwischen 22° 58' und 19° 33' Südbreite und 14° 20' Ostlänge, bis einige Grade im Westen vom Agamsee. . .

Die Dama sind ein verbes, kräftiges, kriegerisches Volk, Hirten ohne feste Anklänge. Sie leben in stetem Kriege mit den Goshama, Bastard-Hottentotten und Bergdama. Einst ein zahlreiches Volk, sind sie in neuerer Zeit von den Nama aufgerieben oder südlicher gedrängt worden, doch haben sie sich in den letzten Jahrzehnten wieder bedeutend vermehrt, ihre Heerden vergrößert, so daß sie dormalen das dominierende Volk im fraglichen Landgebiete sind. Ihre Zahl wird auf 110 000 angegeben.

Von der äußersten Nordgrenze von Südafrika, d. i. im Quellgebiete des Cunene und Zambesi wohnen verschiedene Bantustämme, deren wichtigste die Bailando, Bena und Ganguella sind. Ihre physische Entwicklung ist um so weiter vorgeschritten, je entfernter von der Küste sie wohnen. Unter den erforchten Stämmen bezeichnet Serpa Pinto die Ambuella als denjenigen Bantustamm, bei welchem Civilisation und Fortschritt in Zukunft zuerst Eingang finden dürften. Die schrecklichen Blutbäder oder heimtückischen Mordereien, welche in allen großen innerafrikanischen Reichen an der Tagesordnung zu sein pflegen, kommen unter dem genannten Stamme nur äußerst selten vor.

Hoch Verdienste um die Vereinfachung des südlichen Afrika bis in die Regionen Centralafrikas hatte sich der schon genannte portugiesische Serpa Pinto, dann Stanley, Livingstone, von der Dedden, Emil Polab, Carl Rauch erworben. Nur unter den größten Strapazen und Entbehrungen, mit Einwirkung ihres Lebens gegen die klimatischen Einflüsse, konnten sie ihre schweren Aufgaben führen. Daß es dabei auch an zufälligen Gefahren nicht fehlte, zeigt der nächste Ueberfall der Karawane eines deutschen Reisenden durch Löwen, den unsere Illustration drastisch genug darstellt und der nur durch die äußerste Kaltblütigkeit und Sechsfertigkeit der Weißen glücklich abgewehrt werden konnte. Die Farbigen verlieren bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sogleich den Kopf.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Beltroman von Wladimir Fürst Meshajshersky.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.



o wurde der ganze Maskenball für den Fürsten Sergei eine Tortur.

Eine halbe Stunde später raunte ihm wieder eine Maske zu: „Es giebt Eine, die Du fürchten mußt. Sie will sich an Deiner Braut rächen und sie zu Grunde richten. Morgen wird man eine kleine Soirée arrangiren; hüte Dich, dort

werden sie zusammentreffen und Du wirst nicht eingeladen werden. Ich bin Deine Freundin. Morgen wirst Du vielleicht Alles erfahren. Eine andere Frau wird Dir einen guten Rath geben. Heute geh' zu Lisa, nimm sie an der Hand und führe sie weg.“ Die Maske verschwand.

Gegen zwei Uhr Nachts trat Sergei an seine Braut heran. „Guten Morgen, Elisabeth“, sagte er; „nun, wir sind den ganzen Abend nicht für einander vorhanden gewesen.“

„Und welches ist Ihre Ansicht, Herr Philosoph?“ erwiderte Elisabeth.

„Meine Ansicht will ich Ihnen gleich sagen, reichen Sie mir Ihr Händchen.“

„Ich muß gleich tanzen, ich warte nur auf meinen Cavalier, der Großfürst Wassili tanzt diesen Tanz mit mir und den nächsten Tanz der Großfürst Dimitri. Ich bin heute sehr mit mir zufrieden, und Sie?“

„Ich auch. Werden Sie mir Ihr Händchen nicht geben?“

„Wozu wollen Sie es haben?“

„Um Sie zu Ihrer Mama zu führen, die Kopfschmerzen hat; wir wollen Alle zusammen wegfahren.“

„Ich kann nicht wegfahren, wenn die Großfürsten mich engagirt haben; Mama wird warten. Jetzt kommt gleich das Souper; nach dem Souper können wir fahren.“

„Sie wollen also nicht?“

„Weil ich nicht kann, Sergei.“

Der Fürst entfernte sich.

Fünf Minuten später kam die Fürstin Mititschschef mit ernster, strenger Miene zu Elisabeth.

„Ma chère Lise“, sagte sie, „ich fahre fort und bitte

Sie, desgleichen zu thun. Ihre Mama wartet auf Sie; sie ist sehr müde.“

„Ich kann nicht“, entgegnete Elisabeth.

„Ich verlange es“, sagte die Fürstin in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ.

Fünf Minuten später fuhren die Gagarins fort.

Die Knätschna Marie hatte dem Ball nicht beigewohnt. Der Arzt hatte es ihr verboten.

XXXX. Zwei Briefe.

Was bedeutete dieses plötzliche Fortfahren der Gagarins auf den ausdrücklichen Wunsch der Fürstin Mititschschef?

Eine Maske war zu der Fürstin gekommen und hatte ihr eine ganze Menge Geschichten über Elisabeth mit Bezug auf ihr Benehmen gegen Gri-Gri erzählt und von der Gefahr gesprochen, die ihre Heirath mit dem Fürsten Sergei bedrohe. Die Fürstin war im höchsten Grade erstaunt oder vielmehr erschreckt, und da es ihrer Ansicht nach immer die Hauptsache im Leben war, seinen Ruf unbesiegt zu erhalten, so beschloß sie, allem Gerede mit einem Male ein Ende zu machen durch eine sofortige Unterbrechung aller Beziehungen zu Gri-Gri. Zu diesem Zwecke galt es, daß die Gagarins sogleich fortzufahren.

Die Fürstin verstand rasch zu handeln, wenn es galt den Ruf eines Mitgliedes ihrer Familie zu wahren. Ganz so handelte sie auch an diesem verhängnißvollen Abend. Sie bestand nicht nur darauf, daß die Gagarins gleich den Ball verließen, sondern sie beschloß auch, die Hochzeit ihres Sohnes so bald als möglich zu Stande zu bringen, bestimmte in Gedanken während des Nachhausefahrens den Tag, an dem sie stattfinden sollte, und überlegte, wie viele Personen einzuladen seien. Beide Hochzeiten sollten genau nach neun Tagen in ihrer Hauskapelle veranstaltet werden.

Die Gagarins waren auf dem Heimwege mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Frau Anna war sehr schweig-

sam, machte sich bittere Vorwürfe wegen ihrer Schwäche. „Warum habe ich diese Einladungen angenommen? Warum habe ich meinen Töchtern erlaubt, sich so auf der Bühne auszustellen? Ich hätte voraussehen sollen, zu weich unangenehmen Folgen das führen würde.“

Trotz der Kälte rieselte ihr der Schweiß von der Stirn bei dem Gedanken, wie jetzt in der ganzen Stadt davon gesprochen werde, daß Fürst Gri-Gri ihrer Tochter die Cour mache.

Olga war ausschließlich mit heiteren Erinnerungen des Abends beschäftigt. Von Zeit zu Zeit sprach sie von denselben, da sie aber weber von ihrer Mutter noch von ihrer Schwester eine Antwort erhielt, so versank auch sie in Schweigen.

In Elisabeths Seele sah es furchtbar aus. Es kochte und schäumte in ihr, ein wahrer Orkan tobte in ihrem Innern. Sie wußte wohl, wer die plötzliche Abfahrt angeordnet hatte, und dennoch warf sie die Hälfte der Schuld auf den armen Sergei. Dieses Zeichen des Mißtrauens hatte sie sehr gegen ihn aufgebracht, sie nahm es auf und erklärte ihm in ihrem Herzen den Krieg. Sie fühlte sich von ihm beleidigt und hielt sich durch seine Handlungsweise für berechtigt, nicht nur der Welt gegenüber, sondern auch in ihren Beziehungen zu Gri-Gri freier aufzutreten. „Ich will ihm zeigen, was es heißt, mich wie ein Kind zu behandeln,“ dachte sie, und wenn auch in ihrem Köpfchen kein fester Plan entstand, wie sie sich vermittelt des Fürsten Gri-Gri an ihrem Bräutigam rächen wollte, so gab sie sich doch sehr dem Gedanken hin, ihre lebenswürdige Gefinnung für den Ersteren recht deutlich an den Tag zu legen.

Sergei hatte einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht, als er sich ihr näherte und sie bat, ihm ihre Hand zu reichen und sich von ihm fortführen zu lassen. Sie war eben im Begriffe gewesen, mit zweien der vornehmsten Cavaliere zu tanzen, hatte mit Gri-Gri verabredet, daß dieser sie zum Souper führen sollte, und sie wollte bei dieser Gelegenheit über verschiedene interessante Gegenstände mit ihm sprechen. Das entging ihr nun Alles, und sie mußte sich auf so demüthigende Weise fort schleppen lassen — nur um einer Laune Sergeis und seiner Mutter zu genügen, wie sie meinte.

Sie war zugleich beleidigt und verblendet. Durch den Widerstand war sie aufgeschreckt, nur um so leidenschaftlicher zu verlangen, was ihr schon ohnedies gefiel, ja sie fühlte eine heftige, entschiedene Liebe zu Dem, was man ihr nicht gestatten wollte zu lieben.

Zu Hause angekommen, zog sie ihre Balltoilette aus, entließ ihre Dienerin und ging an ihren Schreibtisch, um an Sergei zu schreiben. Sie setzte sich und nahm die Feder in die Hand — diese Feder hatte er ihr geschenkt, das Tintenfaß hatte er ihr geschenkt, den Tisch hatte er ihr geschenkt, das ganze Zimmer hatte er eingerichtet. Er hatte sich so viel Mühe für sie gegeben, so liebevoll für sie gesorgt; wie lange war es her, daß sie dieses Zimmer betreten hatte, und jetzt ... Ja, aber er versteht mich nicht; er glaubte ich sei nicht fähig, etwas Anderes als das Landleben zu lieben, und ich selbst glaubte das auch, aber jetzt sehe ich, daß ich mich irrte, ich bedarf der Aufregung; ich kann lieben, und wie lieben ... Aber ich kann auch hassen. Gab es denn in meinem früheren Leben keine Aufregung? Nein, und jetzt, da ich sie kennen gelernt habe, fühle ich, daß sie einen Reiz hat. Sergei versteht das nicht. Er will mich wie ein Gänzchen nehmen, auf's Land bringen und da soll ich mich mit der Wirthschaft beschäftigen, während ich doch in der Welt eine Rolle spielen kann, und was für eine Rolle! Ach Gott, was für Unsinn spreche ich! Ich will ja gar keine Rolle spielen, ich will mich nur ein wenig amüsiren; ich hoffe, in meinem Alter ist das doch erlaubt; einem achtzehnjährigen Mädchen muß man doch etwas Spielraum und Freiheit geben. Einmal nimmt ja doch alles das ein Ende. Ich weiß, er ist eifer-

süchtig auf Gri-Gri, darum ist er so böse. Nun, mag er knurren so viel er will; darf ich denn nicht gegen Jemand lebenswürdig sein, ohne daß man gleich sagt, ich sei in ihn verliebt? Die Wahrheit zu sagen, wäre es wohl schwer für mich, nur mit seiner Gesellschaft fürlieb zu nehmen, da ich von ihm nichts höre als Moralpredigten und nichts sehe als mürrische Gesichter, während Gri-Gri klug, lustig, lebenswürdig ist und ich stundenlang mit ihm sprechen kann. Früher war Sergei nicht so langweilig ... Gott, was habe ich gesagt? Ist es denn möglich, daß er mir langweilig ist? Und wenn dem so ist, wie wird es denn sein, wenn ich seine Frau bin? Wenn dem so ist, darf ich ihn denn heirathen? Werde ich rechtlich handeln, wenn ich es thue? Sie haben nicht den Rechten gewählt,“ sagte mir Gri-Gri gestern lachend; „Sie müßten sich einen Mann haben, wie ich ...“ Wer weiß, ob das nicht wahr ist. Wir werden einander heirathen und hernach werde ich mich langweilen, immerfort langweilen. ... Ich werde in der Welt leben wollen, er wird mich nicht lassen, es wird Scenen geben ... und dann? Liebe ich ihn denn so, wie man einen Gatten lieben muß? Heute auf dem Ball war ich so wüthend auf ihn, daß ich ihn haßte. Ich sehe, er will mich beherrschen, mich belehren; er wird mein Hofmeister sein und wir werden ewige Auseinandersetzungen haben ... Nein, das will ich um keinen Preis, dann will ich ihn lieber gar nicht heirathen! Ich muß ihm das sagen, dann handle ich doch wenigstens ehrlich ...“ Sie tauchte die Feder in die Tinte.

„Lieber Fürst!“ schrieb sie. „Warum Fürst? Wie das dumm ist, da ich ihn doch immer ‚Sergei‘ genannt habe.“ Sie nahm ein anderes Blatt und schrieb: „Mein lieber Sergei!“ Dann fingen ihre Augen an zu funkeln, ihre Nasenflügel bliesen sich auf, ihre Brust wogte und die Feder flog über das Papier. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen alles das sagen soll, was mir, theils klar, theils unklar, auf dem Herzen liegt, ich weiß nur, daß ich Ihnen Vieles sagen muß. Ich fühle, daß Sie mich nicht verstehen und ich, ich verstehe Sie, aber ich bekenne offen, in den letzten Tagen stimmte ich in vielen Stücken nicht mit Ihnen überein. Wir müssen Vieles mit einander besprechen, ehe wir uns entschließen, den letzten, unabänderlichen Schritt zu thun. Sie wollen aus mir eine Landwirthin und eine Frau machen, die Ihnen ganz allein gehört, aber die Frage ist die, ob ich das zu sein vermag, was Sie aus mir machen wollen. Vor zwei Wochen hätte ich gesagt: Ja, ich kann es, aber jetzt sage ich: Ich weiß nicht, denn es sind in mir Empfindungen erwacht, von deren Dasein ich keine Ahnung hatte. So bin ich z. B. bereit, Ihre Frau zu sein, aber ich fühle, daß ich nicht Ihnen ganz allein gehören, mich nicht nur mit Ihrer Gesellschaft begnügen kann. Ich brauche die Welt, ich brauche Gesellschaft, und ich sage es ganz offen, lustige Gesellschaft. Denken Sie, was wir für ein Leben führen würden, wenn Sie die Gesellschaft hassen und ich sie liebe. Wir könnten leicht dazu kommen uns zu hassen; Sie würden mir Ihren Geschmack und ich Ihnen den meinigen octroyiren wollen. In diesen wenigen Tagen habe ich mich verändert, ja, Sergei, ich bin reifer geworden, ich habe viel von meinem Kinderwesen abgelegt; ich bin vielleicht auch verdorben worden, das ist möglich, aber ich bin doch ehrlich geblieben und will es auch in Zukunft bleiben. Wenn Sie mich nicht so zu lieben verstehen, wie ich es will, so ist es besser, wir trennen uns und Sie vergessen mich. Ich fürchte, aufrichtig gesagt, daß Sie für mich zu alt, zu streng und zu ernst sind. Sie brauchen eine Frau, die Ihrer Schwester gleicht; ich werde Ihnen zu unruhig sein. Ueber Alles das müssen wir gleich sprechen, d. h. morgen. Ich werde Sie erwarten und werde den ganzen Tag zu Hause sein.“

Ihre Lisa.“

Es war ein sonderbares Zusammentreffen, daß Fürst Sergej fast in demselben Augenblicke einen Brief an Elisabeth beendigte. Er lautete wie folgt:

„Geliebte, theure Elisabeth!

Ihr Benehmen betrübt mich nicht nur, sondern setzt mich auch in Erstaunen. Was die Welt sagt, ist mir einerlei. Wenn ich auch erst sechsundzwanzig Jahre alt bin, habe ich doch genug in der Gesellschaft gelebt, um sowohl ihr Lob wie ihren Tadel zu verachten; aber je gleichgiltiger mir das Urtheil der Welt ist, um so wichtiger ist mir das Urtheil meines Gewissens, meines Herzens. Entweder habe ich mich in Ihnen geirrt, oder Sie spielen Komödie um mich zu ärgern, oder ich befinde mich in einem unnatürlichen Zustande und sehe die Dinge nicht wie andere Leute. Gott gebe, daß die zweite oder die dritte dieser Voraussetzungen die richtige wäre, und nicht die erste! Jedenfalls ist es Zeit, daß wir uns aussprechen, offen, ehrlich, Eins das Andere liebend und achtend. Warum quälen Sie mich so? Ist denn wirklich der Genuß, den Ihnen das, was mich quält, gewährt, so groß, daß Sie ihn nicht opfern können, um mir alle diese schmerzlichen Empfindungen zu ersparen? Ist denn wirklich zwischen der Lisa von Simanow und der Lisa von Petersburg nichts Gemeinsames, und wird das auch so bleiben? Es wäre furchtbar für mich und für Sie! Aber vielleicht scherzen Sie nur, vielleicht tragen Sie eine Maske, die Sie gern abnehmen werden, wenn ich Sie darum bitte; vielleicht haben Sie sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, einer trügerischen Verblendung hingegeben, und werden erschrecken, wenn ein Sie liebender Mensch Ihnen die Gefahr zeigt, in der Sie schweben. Ich bitte Sie, bleiben Sie morgen zu Hause, gegen ein Uhr werde ich bei Ihnen sein!

Ihr Sergej.“

„Und wenn es doch keine Verblendung, wenn es ihre wahre Natur ist?“ fragte er sich. „Wohl, dann heirathe ich sie nicht, dann ist Alles zu Ende!“

Raum hatte er diese Worte gesagt, als eine wahnsinnige Liebe für Elisabeth seine ganze Seele packte, so daß ein Schrei des bittersten, maßlosesten Schmerzes sich seinen Lippen entrang.

„Nein, ich liebe sie grenzenlos, ich werde sie keinem Andern geben, um keinen Preis, sie ist mein; und wenn sie ein Dämon ist, ich werde sie nur um so unfinniger lieben, ich werde untergehen, untergehen mit ihr, für sie, aber einem Andern werde ich sie nicht geben!“ Er warf sich auf einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

XXXXI. Ein Richter zwischen Beiden.

Am folgenden Tage herrschte im Hause der Fürstin Mitischtschew eine große Unruhe. Um neun Uhr Morgens ließ die alte Fürstin den Haushofmeister rufen und erklärte ihm, am nächstfolgenden neunten Tage, einem Sonntage, würden die Hochzeiten des Fürsten Sergej und der Prinzess Maria stattfinden, man müsse daher alle nöthigen Vorbereitungen rasch treffen. Die oberste Kammerjungfer erhielt den Befehl, die Aussteuer der Knächna fertig zu stellen.

Darauf ließ die Fürstin ihre Tochter zu sich bitten.

„Marie, ma chère,“ begann die Fürstin, „ich habe beschlossen eure beiden Hochzeiten Sonntag über acht Tage auszurichten. Du wirst also zu Anfang nächster Woche Dich zum Abendmahl vorbereiten; außerdem müssen wir zusammen Deine Vermögensverhältnisse ordnen.“

„Später, später, chère maman,“ antwortete Marie. „In einer Woche,“ flüsterte sie für sich. Nach einer kleinen Pause sagte sie laut: „Gut, Mama, ich werde bereit sein. Sonntag werde ich anfangen mich zum Abendmahl vorzubereiten.“

„Einen Ball werde ich jetzt nicht geben; erst nach Eurer Hochzeit will ich es thun; das wird besser sein. Wahrscheinlich wird Lisa sich auch zum Abendmahl vorbereiten; besprich Dich mit ihr der Stunden wegen, und sei, ich bitte Dich, etwas liebenswürdiger mit Deinem Bräutigam; Du sprichst zu wenig mit ihm, siehst immer in irgend einer Ecke. . . .“

„Ja, worüber sollen wir sprechen? Ich habe ihm Alles gesagt, was ich ihm sagen konnte, und er mir desgleichen,“ antwortete Marie mit sanfter Stimme.

„Es giebt doch genug Dinge, über die man sprechen kann, wenn man verlobt ist! Man macht z. B. Pläne für die Zukunft. . . .“

„Die Zukunft, Mama, kennt Gott allein,“ erwiderte Marie mit verklärter Behmutz.

Eine halbe Stunde nach dieser kurzen Unterredung kam Sergej, bleich und ermüdet aussehend, zu seiner Mutter.

„Cher ami,“ sagte sie, „ich habe beschlossen eure Hochzeiten Sonntag über acht Tage zu feiern. Ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben?“

„Im Gegentheil, ich wollte Sie darum bitten; das Zögern führt zu nichts.“

„Deine Lisa ist gar zu wild,“ sagte die Fürstin mit einem etwas spöttischen Lächeln. „Es fehlt nicht viel, so hätte sie uns Gott weiß welches Unglück angerichtet! Frau Gagarin hat gar keine Autorität über ihre Kinder! Aber jetzt ist, Gott sei Dank, Alles vorbei; ich habe das Uebel an der Wurzel abgeschnitten. Noch heute werde ich verlangen, daß Lisa bis zur Hochzeit keine Gesellschaften besuche. Ist sie einmal verheirathet, mag sie mit ihrem Rufe thun was sie will; das ist dann Deine Sache. Aber so lange sie Braut ist, habe ich für ihre Handlungen einzusehen. Es hat mich ohnedies genug Mihe gekostet, diese Wahl anzuerkennen.“

Sergej hörte ihr zu als höre er nicht; aber als sie die Worte sprach: „Une fois mariée elle peut faire de sa réputation ce qu'elle veut, das ist dann Deine Sache,“ schauderte er und blickte seiner Mutter in die Augen; war es möglich, daß seine leibliche Mutter solche Worte so gleichgiltig aussprechen konnte?

Er ließ sie ausreden, murmelte einige Worte als Antwort und verließ dann ihr Cabinet, wie Einer der von Kohlendunst betäubt ist; er war so erschöpft, daß seine Füße ihm beinahe den Dienst verlagten.

In seinem Zimmer angekommen, trat er an den Tisch, auf welchem der fertige Brief an Elisabeth lag.

„Soll ich ihn schicken oder nicht?“ dachte er. „Ich schicke ihn, komme was kommen mag!“

Er rief einen Diener und befahl ihm, den Brief zu Elisabeth Gagarin zu bringen und ihn selbst abzugeben.

Bald darauf erschien Fürst Swatoslawof: „Ich habe vor Aufregung die ganze Nacht nicht geschlafen, Bruder, und habe mich, wie Du siehst, ganz früh zu Euch auf den Weg gemacht. Ich sehe Dir an, daß es Dir schlecht geht, wie?“

„Sehr schlecht,“ lautete die Antwort.

„Meine Frau hat mir schon gestern was vorgequittelt. Die ganze Stadt spreche davon. Hast Du selbst denn gestern irgend etwas bemerkt? So sprich doch, sei kein Weib, ermanne Dich und sprich!“

„Ja, Onkel, ich weiß nicht was ich sagen soll. Etwas Besonderes habe ich nicht bemerkt. Gri-Gri machte Elisabeth den Hof, sie benahm sich aber ihm gegenüber ganz anständig.“

„Also es scheint Dir nicht, als habe sie etwas Compro-

mittirendes gethan?“

„Nein, aber ich bin so weit, daß ich fast wünschen könnte, sie thäte etwas der Art, damit ich . . . Ach, ich weiß selbst nicht, was ich möchte. Ich bin ein schwankendes Noth, Willenskraft, Entschlossenheit, Alles ist fort. Ich be- greife nicht was mit mir vorgeht. Bald bin ich bereit jede Verbindung mit ihr abzubrechen, bald bin ich ganz wahnsinnig vor Liebe, vor Eifersucht, vor Haß, und je mehr ich darüber nachdenke, desto schlimmer wird es!“

„Nun, Bruder, von Dir, sehe ich, wird man nicht viel erfahren; Du bist wirklich ein schwacher Charakter. Hast Du denn mit ihr darüber gesprochen?“

„Nein, aber ich werde mit ihr sprechen.“

„Nun, dann kannst Du auch noch nicht urtheilen.“

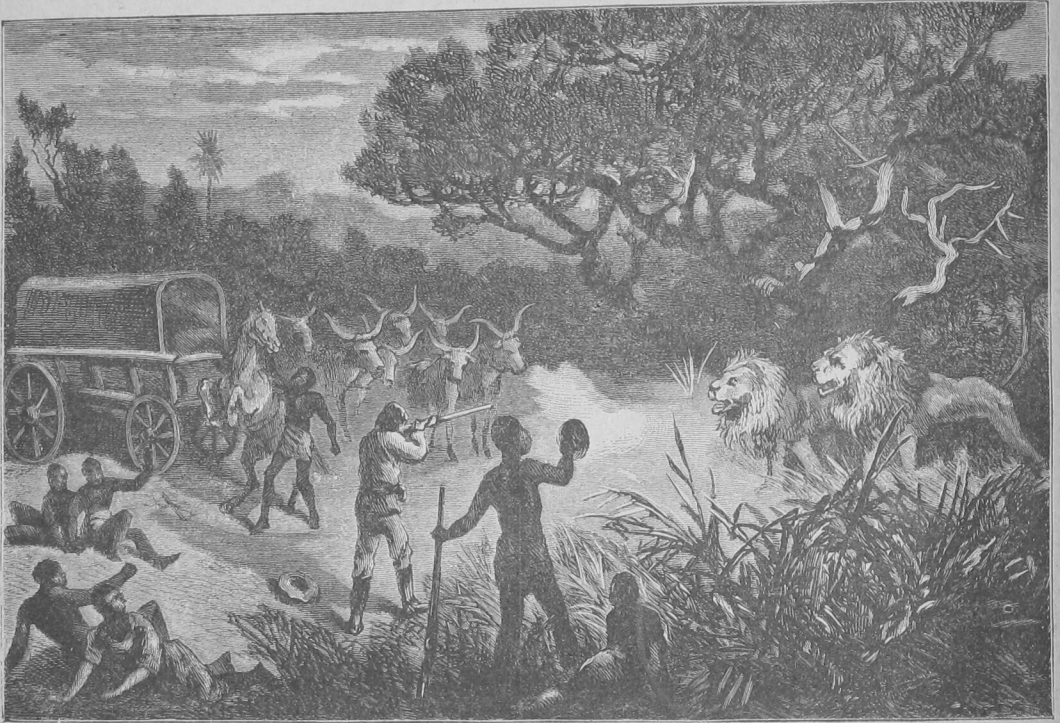
„Mama hat schon den Tag unserer Hochzeit bestimmt.“

„Ja, das hat sie mir eben gesagt. Das ist ein glückliches Wesen! Bei ihr geht Alles maschinenmäßig. Aber weißt Du, wenn Du mit Lisa gesprochen haben wirst, werde ich auch mit ihr sprechen.“

Nach einiger Zeit näherte er sich seinem Nessen und faßte seine Hand.

„Weißt Du was, Sergei? Du bist nicht genug Herr Deiner selbst, um mit dem nöthigen Ernst und mit der nöthigen Ruhe mit Lisa zu sprechen; erlaube mir zuerst mit ihr zu sprechen und dann magst Du es thun. Es wird Dir dann viel leichter sein; jedenfalls habe ich mehr Erfahrung als Du; ich bitte Dich, gestatte es mir.“

„Gut, Onkel! Ich kann mich wirklich jetzt nicht genug beherrschen, aber es ist unter solchen Umständen auch



Ueberraschung durch Löwen in Central-Afrika. (Siehe Seite 508).

Aus: „Afrika, der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit.“ A. Hartleben.

In diesem Augenblicke brachte ein Diener ihm Lisas Brief.

Sergei ergriff ihn mit zitternder Hand.

Sein Herz schlug.

„Soll ich diesen Brief lesen oder nicht?“ dachte er. „Wenn ich nun plötzlich lese, daß sie mit mir brechen will.“ Aber plötzlich schämte er sich seiner Schwäche, er brach das Siegel mit fester Hand. Das Lesen des Briefes zerriß ihm das Herz, aber er las immer weiter. Zum ersten Male erschien ihm Lisa wie eine neue Persönlichkeit, zum ersten Male sprach sie mit ihm diese Sprache, und jeder Buchstabe, jeder Punkt stach ihn in's Herz, wie scharfe Nadelspitzen.

Fürst Swätoslaw stellte sich, mit dem ihm eigenen Tacte, als merke er nichts, und blickte in eine Zeitung.

schwer. Ich fühle, daß der Augenblick naht, in dem ich werde gestehen müssen, daß ich mich geirrt habe, und alle meine Träume von Glück werden verwehen, wie Rauch . . . Elisabeth ist nicht mehr dieselbe wie früher, das sehe ich aus ihrem Briefe; es spricht eine andere Seele aus ihr. Ich muß mich zwingen, sie nicht zu hassen, zu verachten . . .“

„Nun, vielleicht ist es nicht so arg,“ versetzte Fürst Swätoslaw. „Auf alle Fälle fahre ich zu ihr hin, als Parlamentär; erwarte mich hier und dann vorwärts mit Gott! Nimm ein Beispiel an mir, Sergei, ich lebe schon neunzehn Jahre in unglücklicher Ehe und Du siehst, ich habe weder mich, noch meine Frau erschossen, obgleich sie es zehnmal verdient hätte. Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Waidwerk der Kaiser von Oesterreich.

Von George Deutsch.

(Fortsetzung.)

Rudolf II. Gemüthsstimmung und ganze Richtung waren nicht für das Waidmannsleben geschaffen. Zwei Jahrzehnte verbrachte er gleich einem Einsiedler in der Prager Königsburg inmitten seiner Künstsche, welche in vier großen Zimmern, mehreren Gallerien und Sälen aufgestellt waren. Stundenlang verweilte er in den Stallungen und betrachtete die edlen Pferde, ohne daß er je eines derselben bestieg. Wenn er aber auch der Jagd fern blieb, so hatte er doch in seiner Kammer, welche die Schweden im Jahre 1648 wegschleppten, Jagdspeer und Reitzzeug, 170—180 kostbare Schießwaffen und Jagdgeräth. Im Thiergarten zu Verda-Bubeth bei Prag waren Hirsche, Mehe, Büffel, asiatische Schafe. Aus seinem Jagdschloß Mib in Oberösterreich befindet sich noch sein Bett im Schloß Laxenburg, eine herrliche, geschmackvolle Arbeit. Unter ihm wurde die Absperung des Wiener Praters noch stärker gehandhabt und in einer eigenen Verordnung hieß es: „Niemand soll in unserer Jagd, dem Prater, Sommers- oder Winterszeit gehen, reiten, hegen, jagen oder fischen, ohne Willen des kaiserlichen Forstmeisters Hans Bengel.“ Dieser Mann soll seinen Namen mit vollem Recht getragen haben.

In dieser Zeit wurden die Jagden als besonders glänzend geschilert, welche der schon früher erwähnte Wilhelm von Rosenberg veranstaltete. Dieser Magnat lud jährlich den Adel von Böhmen und Mähren zu den Jagden ein und bewirthete die Gäste mit sehr kostbaren Mahlzeiten, von denen jede 300 Schod Meißner Groschen kostete. Wie selten damals noch die Fasanen waren, man mag daraus entnehmen, daß der Ulmüher Bischof Stanislaw Pawlowsky von dem mährischen Landeshauptmann Friedrich von Hierosin ein paar lebende Fasanen für einen Freund erbat, da Hierosin einen Ueberfluß derselben auf seinem Besitzthum Selowitz hatte, während in den bischöflichen Gärten auch nicht einer vorhanden war.

Rudolf bestätigte den Vergleich, welchen die Prälaten, Herren und Ritter des Landes ob der Enns wegen Beendigung von Jagdfreiheiten geschlossen hatten. Im Jahre 1581 erließ er eine Jagdordnung für diese Provinz. Vor Allen wurden die Jagdschützen freigesetzt. Fische vor Michaels zu jagen wurde untersagt. Die Jagd wurde in die höhere und niedere eingetheilt, erstere Wildbann, letztere Reissjagd genannt. Zur ersten wurden Hirsche, Bären, Wildschweine gerechnet. Um die Ausrottung des Wildes zu verhüten, wurden Schenker, Schlichtgeschosse, Röllbüxse, Büxse, Witter und andere ungebührliche Jagdarten untersagt und nur gegen Raubthiere erlaubt, als solche wurden Wölfe, Luchse, Bären, Löwen (!) bezeichnet.

Matthias lag als Erzherzog öfter in dem heutigen Schönbrunn der Jagd ob, in Böhmen war ihm Lana im Nakonitzer Kreise ein angenehmer Jagdplatz. Er ließ das durch feindliche Einfälle zerstörte Jagdschloß wieder herstellen, fand aber als Kaiser in der damals so bewegten Zeit wenig Muße, sich dem Jagdvergnügen hinzugeben. In Böhmen befehligte unter seiner Regierung Wenzel Kinsky von Chlinitz und Tettau die Würde der Oberjägermeisters.

Ferdinand II. fand sein Hauptvergnügen in der Jagd. Er hatte die Vorliebe für das Waidwerk von seinen Eltern geerbt. Sein Bruder Erzherzog Carl von Steiermark war ein sehr eifriger Jäger und auch seine Mutter Marie, eine Tochter Albrecht V. von Valen, war der Jagd sehr hold, durch 18 Jahre ihres Wittwenstandes lag sie derselben fleißig ob.

Ferdinand liebte die Jagd und die Reiterbeize von seiner Jugend an bis zu seinem Lebensende und die Aerzte erklärten, daß die Bewegung seiner Gesundheit sehr nothwendig sei. Kälte, Hitze, Regen, Schnee, früh aufstehen und spät niederlegen konnten ihn in diesem Vergnügen nicht stören. War keine Rathssitzung, so fuhr er auf die Jagd, von der er häufiger bei Einbruch der Nacht als am Tage heimkehrte, außer an Samstagen und an dem Vorabend von Festen, an denen er niemals die Pferde schonte, um ja nicht die Beszer zu verkümmern. Bei drei Beschäftigungen, pflegte er zu jagen, beschloß ihn niemals lange Weile: bei dem Gottesdienst, im Rathe, auf der Jagd. Hatte er schon während seiner Studien auf der Universität in Ingolstadt sich in freier Zeit mit der Jagd beschäftigt, so setzte er auch nach der Rückkehr in die Heimath die Pflege derselben fort. Hier geriet er am Georgstag des Jahres 1595 in die größte Lebensgefahr, indem er auf einer Jagd bei Spital am südlichen Fuße des Semmering, wo die Grenzen Oesterreichs und Steiermarks sich berühren, in einen stark angeschwollenen Wildbach fiel und nahe daran war, unter die Wäber eines Eisenwerkes getrieben zu werden. In diesem Augenblick warf sich ein rüstiger Mann, Namens Simon Wagner, in die Wellen und riß den Gefährdeten glücklich heraus. Dankbar für seine Rettung wies ihm der junge Fürst einen am Georgstage zahlbaren Jahresgehalt von hundert Thalern an. Die Nachkommen des Wagner beziehen noch heute diese Gabe.

Ferdinand war in der Handhabung des Feuergewehrs sehr gewandt, ein vortrefflicher Schütze. Im Artubum des Wildes, dann im Hegen übertraf er die Mehrzahl seiner Begleiter. Das Schwein abzufangen gewährte ihm besondere Freude. An den Jagden nahmen seine Gemahlin, die Söhne Ferdinand und Leopold Wilhelm, bisweilen die Töchter Maria Anna

und Cäcilie Renata Theil, sonst waren seine vornehmsten Begleiter auf den Jagdausflügen Carl Graf Trautmannsdorf, Teufel, Freiherr von Rosenheim und Spinelli. Den Ertrag der Jagden ließ der Kaiser stets unter die fremden Botschafter, an fürstliche Personen und an die Kflöster theilen. Der Kaiser jagte gewöhnlich in der Umgebung von Wien, namentlich zwischen Wien und Kreiburg, wo er oft in Gefahr kam, von den Streifpartien des Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor aufgehoben zu werden.

Ferdinand führte mit anderen jagdliebenden Fürsten einen fortgesetzten Briefwechsel über die Menge und die Eigenschaften der erlegten Thiere. Oberjägermeister und Großkallontier war Graf Bruno Mannsfeld, welcher das Jagdwesen zu solcher Vollkommenheit hob, wie man es früher nirgends gesehen, auch andernwärts nirgends fand. In der Nähe des Kaisers befanden sich anderthalbhundert Jagdbedienten aller Grade. Eine bedeutende Anzahl anderer befanden sich in den verschiedenen Provinzen, in denen für die allfällige Ankunft des Kaisers Alles zum Waidwerk bereit sein mußte. Ueber jedes Land war ein eigener Oberjägermeister bestellt. Der Kaiser besaß Hunde jeder Art, die seltensten Stiefvögel, welche aufzutreiben waren. Er war stolz auf seine Hunde. In der Wiener Vorstadt Erdberg stand ein kaiserliches Jägerhaus und die Vorstadt Hundsturn hat ihren Namen von dem noch im vorigen Jahrhundert daselbst befindenen Hundezwinger. Zu Wasserjagden war bei Mannsfeld ein Brückenwerk angelegt. Zu dieser Art Jagd verwahrte die Jägeri unter ihrem Material Spießplatten und Spießhölzer.

Zu den Jagden waren Dienstleistungen der Unterthanen sowohl zu Fuß, als mit Rossen angeordnet. Wurde ein Bauer bei einer Jagd beschädigt, so ließ ihn der Kaiser in die Stadt bringen, durch seine eigenen Aerzte behandeln, nach der Wiederherstellung mit einem neuen Kleid und einem Geldbetrag beschenken.

Ferdinand suchte die kaiserlichen Reviere durch Ankäufe und Kaufverträge abzurufen und auszuheben. Im Jahre 1626 wurde die Uelegung zugespielter Büxse zur Verhütung des Wildschadens, auch das Mithören von Hunden in die kaiserlichen Reviere, zwei Jahre später alles hegen und Schießen in denselben, in dem Hofangehege zu Laa noch besonders verboten. Später wurde die Verordnung erlassen, daß alle Eigenthümer von Wildbannen binnen sechs Wochen und drei Tagen über die Berechtigung sich auszuweisen hätten. Doch sollten hierdurch keinerlei Rechte gekränkt werden. Nicht nur wurden genigende Belege anerkannt, sondern Denjenigen, deren Beweise nicht so einleuchtend waren, eine weitere Frist eingeräumt; nur Denjenigen, welche nichts beibringen konnten, wurde die Besühnig zur Jagd entzogen.

Das Wild wurde unter der Regierung Ferdinands II. häufig gehegt, aber auch dem Landmann der Schaden reichlich vergütet, welchen es seinen Feldern verursachte. In Niederösterreich waren Bären, Füchse, Wölfe häufig, letztere auch im Prater und in der Laxenburg. U. Hirsche hatten sehr oft ein Gewicht von 4, ja über 5 Centner, auch Wildschweine von 4 und mehr Centnern, über 4 Fuß hoch und bis 7 Fuß lang kamen vor. Bei der Vermählung des Kronprinzen Ferdinand im Frühjahr 1631 wurden zur Hofjagd 1500 Hirsche zusammengetrieben, da aber die Jagdzeit für dieses Wild noch nicht angebrochen war, ließ man die Hirsche auseinandergehen und begnigte sich mit Bären, Wölfen und Füchsen. Im Jahre 1626 allein wurden durch das kaiserliche Jagdpersonal 12 634 Stüd Wild aller Art erlegt. Böhmen hatte ebenfalls einen zahlreichen Wildstand. Im Jahre 1627 verbot der Landtag das Fällen von Roth- und Schwarzwild, dieses sollte dem Kaiser als ausschließliches Recht vorbehalten bleiben.

Der Jagdregelung widmete Ferdinand seine volle Aufmerksamkeit. Im Jahre 1623 mußten alle Herrschaften in Oesterreich ihre Wildbannsgerechtigkeiten, weil unter dem anarchischen Gebahren der abeligen Herren mancher Uebergriff stattgefunden haben mochte, urkundlich beweisen. Im Jahre 1626 erließ eine Verordnung bezüglich der Hofotternjagd in Innerösterreich. Im Jahre 1627 erdrieh eine „Reissjagdordnung“ für Oesterreich ob der Enns. Gemäß derselben durften dieser Art Jagd nur Diejenigen obliegen, welche einen Edelmannsitz besaßen. Landeuten, welcher dieser abging, war nur Hegen und Weizen zu passender Zeit gestattet. Wer ein Gewerbe betrieb, durfte, wenn auch abelig, beides nicht. In den Landesordnungen für Böhmen und Mähren vom Jahre 1628 wurden auch ausführliche Vorschriften bezüglich der Jagd erlassen. Die Jagd war dem Adel vorbehalten, nur ausnahmsweise war den Böhmern in den kaiserlichen Städten die Jagd auf ihren Gründen gestattet, wenn sie Ehrenämter bekleideten. Der Bauer durfte sich nicht unterfangen, weder auf seinem, noch auf fremdem Gebiete mittelst Büchsen, Armbrüsten, Netzen oder Gruben die Jagd zu betreiben; doch blieb es den Herrschaften freigestellt, ihren Unterthanen die Jagdbefugnis auf deren Gründen zu ertheilen. Der des unbefugten Jagdens überwiesene Bauer wurde zu 14 Tagen Gefängnis verurtheilt. Das Vogelstellen auf dem Vogelherde oder in anderer Weise konnte mit Vorwissen und Einwilligung der Obrigkeit Jeder betreiben, da diese Beschäftigung ohne Gebrauch eines Gewehrs mittelst der Anwendung von Leim und Netzen stattfinden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Waidmanns Heil.

(Mit Illustration.)

Ein Jäger pirschte im grünen Wald
Und fand doch keine Beute,
Da ward er mürrischen Sinns und schalt:
„Es blüht kein Glück mir heute!“

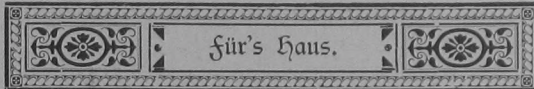
Und als er gekommen zum Gartenhag,
Hört er ein Lied erklingen,
Er pirschte den süßen Tönen nach,
Die schlier ihn selber fingen.

Er lagte wohl durch die Zweige dicht,
Sah Pastors Kistelein gehen,
Da hellte sich auf sein Angesicht,
Es war um ihn geschlehen.

Und als er, den Blick voll Seligkeit,
Sie rief mit heiterem Grinsen,
Wie wußte zu plaudern die holde Maid!
Sein Herz lag ihr zu Füßen.

Da sind dem gefangenen Jägermann
Im Bauber die Stunden verfloßen;
Er hatte nicht einen Schuß gethan
Und ist doch ganz verschossen.

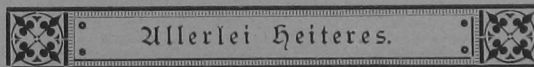
A. T.



Georginen-Zucht. In gegenwärtigem Jahre hat die Dahlien- (Georginen-) Kultur das 100-jährige Jubiläum ihrer Einführung in Europa zu feiern. Diese schöne, als Ziergewächs von Gärten und Parkanlagen unübertreffliche Blume wurde im Jahre 1785 aus Mexiko zuerst in Spanien eingeführt, aber damals hatte Niemand eine Ahnung davon, zu welchem Grade der Vervollkommenung, zu welcher Menge der prachtvollen Varianten sie gebracht werden würde. Einer der ersten und erfolgreichsten deutschen Georginenzüchter war Christian Deegen, welcher die Kultur der reizenden Blume 1824 in Köftritz einführt und seitdem, bis in das selten hohe Alter von 87 Jahren, mit größter Sorgfalt und genauester Kenntniss ununterbrochen weiter gepflegt hat. Köftritz ist durch diesen Mann und einige erfolgreiche Nachseferer, namentlich Siedemann, als Blumenkulturort berühmt geworden.

Nun hat seit einigen Jahren der Sohn des alten bewährten Dahlienzüchters, Max Deegen, die väterliche Handels- und Schmuckgärtnerei im Sinne seines Vaters weitergeführt und nicht allein auf der Höhe ihres Rufes erhalten, sondern mannigfaltig noch verbessert, so daß auch er als einer der ersten Georginenzüchter Deutschlands zu bezeichnen ist. Derselbe hat auch mehrfach auf deutschen und ausländischen Blumenausstellungen, z. B. in Erfurt, Köln, Graz, Halle, Frankfurt a. M., Liegnitz, Amsterdam, Düsseldorf, Medaillen und Ehren diplome erhalten. Max Deegens Haupt-Verzeichnis seiner großartigen Dahlien-Sammlung „zum 100-jährigen Jubiläum der Dahliencultur“ (welches zugleich gewählte Sortimente von Remontant-Roseln, Gladiolen, Rosen, Zierbäumen, Zimmer- und Freiland-Planzen darbietet) ist von ihm gratis zu beziehen. — Wenn auch unsere Notiz für dies Jahr etwas zu spät erscheint, so wollen wir doch, auf Grund eigener Erfahrung, für künftige Zeit alle Georginenfreunde auf die beste Bezugsquelle hingewiesen haben.

Bei Diphtheritis handelt es sich um Fieber, also Hautwärme mit rascheren Pulsen, wozu Halschmerz beim Schlingen tritt. Die am Kieferwinkel gelegenen Drüsen sind meist von außen fühlbar und etwas empfindlich. Bei geöffnetem Munde sieht man starke Rötze mit lebhafter Schwellung in verschiedener Ausbreitung an den Mandeln, dem Gaumensegel, dem Rachen oder der Nasenwand. An einzelnen Stellen dieser Entzündung erscheinen graugelbe Auflagerungen von etwa Linsengröße und mehr, doch muß oft die Zunge an ihrem Grunde stark niedergedrückt werden, ehe man diese Flecken zu sehen bekommt. Jede Anfangs noch einfache Halsentzündung kann zur Diphtheritis werden und erfordert die sorgfältigste Beachtung.



Deutsche Reichstags-Blüthen. Eine siebenwürdige kleine Majorität im Reichstage, an deren Spitze Herr von Schalscha, ein biederer Schlesier, gehoben zu werden die Ehre hatte, hat in letzter Zeit das deutsche Volk mit einem so schönen Bouquet erhabener Bülle beglückt, daß man doch sehr undankbar sein müßte, wenn man sich nicht wenigstens die feinsten Blüthen zum „Daranrieden“ präparieren wollte. Hier sind einige davon: Abgeordneter Schelbert: Der Käse ist so billig, daß der Landwirt auf's Buttermachen ange-

wiesen ist (nun weiß man also, daß der Käse vor der Butter kommt!) — Schalscha: Uns hat der Schmalzjoll noch keinen Kopf gekostet. Die Wolkerei liegt darnieder (weil die Milch so schwach ist, daß sie nicht einmal ordentlich laufen kann). Ein Liter Milch kostet nur 7½ Pfennig (wo denn, bei der Kuh mit eisernem Schwanz?). — Letocha: Namentlich alle Honigluchfabrikanten sind Lügner und ihr Mundwerk ist oberfaul. — Schrader: Der Vorredner nennt alle Leute, die anders denken als er, Lügner und Betrüger, da aber gerade die Andersdenkenden die Wahrheit reden, so ist er selbst ein L — etocha! Geheimrath Schraut: Leblichgelesen ist ein Luxus, den sich nur die Wohlhabenden erlauben dürfen. — B. Braun: Leblich ist gerade die Freude des kleinen Mannes an gewissen Feiertagen, er bildet sogar eine gewisse Art von Liebesverkehr zwischen den beiden Geschlechtern — ich meine das Herz von Leblich. Wollen Sie dem Volke das letzte Vergnügen nehmen, dann nehmen Sie ihm auch sein Leblichherz! — Meyer: Jeder bibelste Mann sollte Heuschrecken und wilden Honig zollfrei lassen, schon aus Pietät für Johannes den Täufer; und was den Honigluken betrifft, so fürchten Sie das Mone tekel der deutschen Jugend, die einen Kinderkreuzzug gegen Sie in Scene setzen wird, wenn Sie ihr die Weihnachtssüßigkeiten nehmen. — Schalscha: Wir brauchen das österreichische Kindvieh nicht, wir haben in Schlesien schon Ochsen genug. Auch unsere sogenannten Gänse sind besser gezogen als die böhmischen. — Richter: Also auch die Gans Leberreich erregt Ihren Verger! — Frege: Nicht bloß die Gänse, sondern auch unsere Schweine sind besser. An Schweinen fehlt's uns Schafen niemals. — Heydebrand: Schweine werden gerade unter den kleinen Leuten viel gefunden. — Frege: Europa erstickt im Fleische. Einige meiner Leute genießen jährlich bis 10 Gramm. Jetzt kommen sogar die australischen Schafe in großen Dampfern angefahren, während doch das deutsche Volk Schafe genug enthält. Auch in Neu-Guinea rüftet man sich zum Export von Fleisch nach Europa. — Richter: Meines Wissens haben bis jetzt die Schwarzen Neu-Guineas vorzugsweise das Fleisch englischer Missionare gefressen. Der Herr Abgeordnete aus Altnaundorf meint wohl Neuseeland. — Frege: Das ist nach meiner Geographie ganz egal. Neu-Guinea liegt in Australien so gut wie Neuseeland. (Große Heiterkeit — welche wir unseren Lesern nicht durch anderweite Citate versauern wollen.)

Druckfehlerberichtigung. In voriger Nr. d. Bl. ist der Berliner „Börsenwirth“ infomem corrumptirt worden, als statt Heratsantrag „Heiratsantrag“ gesetzt worden.



Schach.

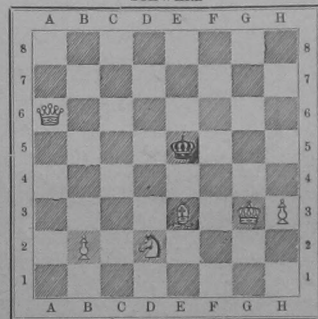
Redigirt von Johannes Mindwiz in Leipzig.

Aufgabe XXXVI.

Von Ernst Barain aus Trier.

(J. Mindwiz in Leipzig gewidmet.)

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XXXVI.

1. K h7—g6 e7—e6
2. L h3—f5 e6—f5;
3. T d3—g3 f5—e4;
4. S e3—e2 ♯.

Wortbild-Räthsel von H. Stabenow.

Ich ²³ _a ⁿ _M ^{bbb} _{bbb} ^s _t ^E _G schick.

